Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 1

Artikel: Die Entstehung der romanischen Sprachräume
Autor: Wartburg, Walther v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Entstehung der romanischen Sprachräume[1].

Von **Walther v. Wartburg.**

Der Fragenkomplex der Entstehung und territorialen Herausgliederung der einzelnen romanischen Sprachen aus dem einen großen Gebiete, das wir Romania nennen, ist merkwürdigerweise von der Wissenschaft bisher wenig untersucht worden. Man empfindet gewöhnlich die verschiedenen romanischen Sprachgebiete als Ergebnisse einer vorausbestimmten notwenigen Entwicklung. Es scheint heute selbstverständlich, daß das italienische Sprachgebiet eben Italien umfaßt: daß hier ein Problem steckt, ist bisher kaum beachtet worden. Und es ist im allgemeinen im Publikum wenig bekannt oder wird leicht vergessen, daß das französische Sprach- und Kulturbewußtsein ausschließlich eine Schöpfung der nördlichen Hälfte des Landes ist: Südfrankreich hatte ursprünglich eine ganz andere sprachliche und kulturelle Wesensart, die erst durch die Albigenserkriege gebrochen und seither von Nordfrankreich her überdeckt wurde. Daß wir es also in Frankreich mit zwei romanischen Sprachen zu tun haben, hat die Wissenschaft schon lange aufgedeckt. Warum aber hier ursprünglich zwei Sprachen bestanden, warum das alte Gallien von einer ost-westlichen Grenze mitten durchgeschnitten wird, diese Frage ist bisher kaum angetippt worden. Die gewaltigen Ereignisse, die in ihrer Ausweitung für romanisches Leben bis heute bestimmend geworden sind, kurz zu beleuchten, ist die Absicht dieses Aufsatzes.

Um die ganze Größe jenes Geschehens zu erfassen, muß man sich dessen erinnern, was vorangegangen war. Das Altertum hatte in Verhältnisse ausgemündet, denen die Zeitgenossen unbeschränkte Dauer zumessen mochten.

In das unabsehbare Völker- und Sprachengewirr, von dem das Mittelmeer im frühern Altertum umrahmt war, hatten zwei große geistige Kräfte Einheit und Sinn gebracht: Hellas und Rom. Die Griechen gewannen das östliche Mittelmeerbecken ihrer Kultur und Sprache, die Römer taten dasselbe mit dem Westen und begnügten sich im Osten mit den Ländern, welche die Griechen nicht erreicht hatten. So war ein geschlossenes Gebiet entstanden, auf dem e i n e Sprache herrschte, das Latein, und zwar nicht nur

[1]) Leicht veränderter und neueste Forschungen berücksichtigender Abdruck eines Aufsatzes, der in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 58 (1934), S. 209—227, erschienen ist. Eine eingehendere Darlegung der hier skizzierten sprachlichen Bewegungen, mit 7 Karten, ist in der Zeitschrift für Romanische Philologie 56 (1936), 1—48 gegeben.

als Verwaltungs- und Heeressprache einer dünnen Oberschicht wie etwa das Englische in Indien, sondern in den meisten Ländern als einziges Idiom auch der ungebildeten Masse. Derartiges hatte der Occident noch nie gesehen und sollte er auch nicht wieder sehen. Der Umfang des lateinischen Sprachgebietes, etwa im 2. Jahrhundert n. Chr., zur Zeit der guten Kaiser, umfaßte Italien mit Sardinien, Korsika und dem östlichen Teil von Sizilien, die nordafrikanische Küste von Karthago bis zu den Säulen des Herkules, Iberien, Gallien bis an den Rhein, die Nordabdachung der Alpen bis zur Limes-Donaulinie, Noricum, Pannonien, den nördlichen Teil von Illyrien, von da einen schmalen Streifen, der sich südlich der Donau nach Osten hinzog bis ans Schwarze Meer, sowie nördlich der Donau das von Trajan dem Reiche gewonnene Dazien. Wohl waren in unwegsamen Gebirgsgegenden einige Völkerschaften außerhalb der lateinischen Sprachgemeinschaft geblieben, wie etwa die Basken im kantabrischen Bergland; wohl kamen immer wieder über die Nordgrenze Barbaren herein, um Kriegsdienst zu nehmen oder sich ansiedeln zu lassen. Aber die einen waren so abseits von den Zentren der Kultur und die andern assimilierten sich so rasch, daß keinerlei Gefährdung oder Minderung der sprachlichen Geschlossenheit des Imperiums daraus erwuchs. Einzig das nordafrikanische Bergland entging der sprachlichen Assimilierung; Britannien und das Gebiet hinter dem Limes kannten wohl nur eine lateinische Oberschicht. So steht die Romania als ein gewaltiger, kraftvoller, umfassender Bau vor uns.

Wie anders sieht die europäische Romania der Gegenwart aus. Wenn das Auge einige Zeit auf der ersten Karte geruht und deren stolzes Bild ganz in sich aufgenommen hat — und wenn es sich dann zur zweiten Karte wendet, so erscheint diese moderne Romania wie eine Ruine. Es sieht aus, als ob auf der ganzen langen Linie von der Nordsee bis zum Balkan ein ganzes Stockwerk abgetragen worden wäre, die Brücke nach den Donauländern ist eingestürzt, der östliche Flügel steht noch, aber er ist losgerissen, das westliche Mittelmeerbecken, das früher ruhig eingebettet zwischen romanischen Ländern lag, wird nur noch einseitig umklammert. Und, was noch viel schwerer wiegt, der stehengebliebene Teil des Baues ist auseinandergeborsten. Mitten durch gehen zahlreiche Risse; sie deuten die Grenzen an, innerhalb welcher sich die Nachfahren der Lateiner zu verschiedenen Sprachgemeinschaften zusammengeschlossen haben. Statt einer Sprache stehen heute deren neun da: rumänisch, italienisch, sardisch, rätoromanisch, französisch, provenzalisch, katalonisch, spanisch, portugiesisch. Nicht alle diese Sprachen haben über die geistige Kraft verfügt, die notwendig gewesen wäre, um zu einem eigentlichen Kulturträger zu werden; nicht alle haben sich in ihren Angehörigen zu einem nationalen Bewußtsein verdichtet: Sardinien ist dem nahen Italien angeschlossen; das Provenzalische hat zwar im Mittelalter eine Literatur geschaffen, von deren Zartheit und Innigkeit Europas Lebensgefühl damals erneuert worden ist; aber es ist schließlich der politischen Expansion des Franzosentums zum Opfer ge-

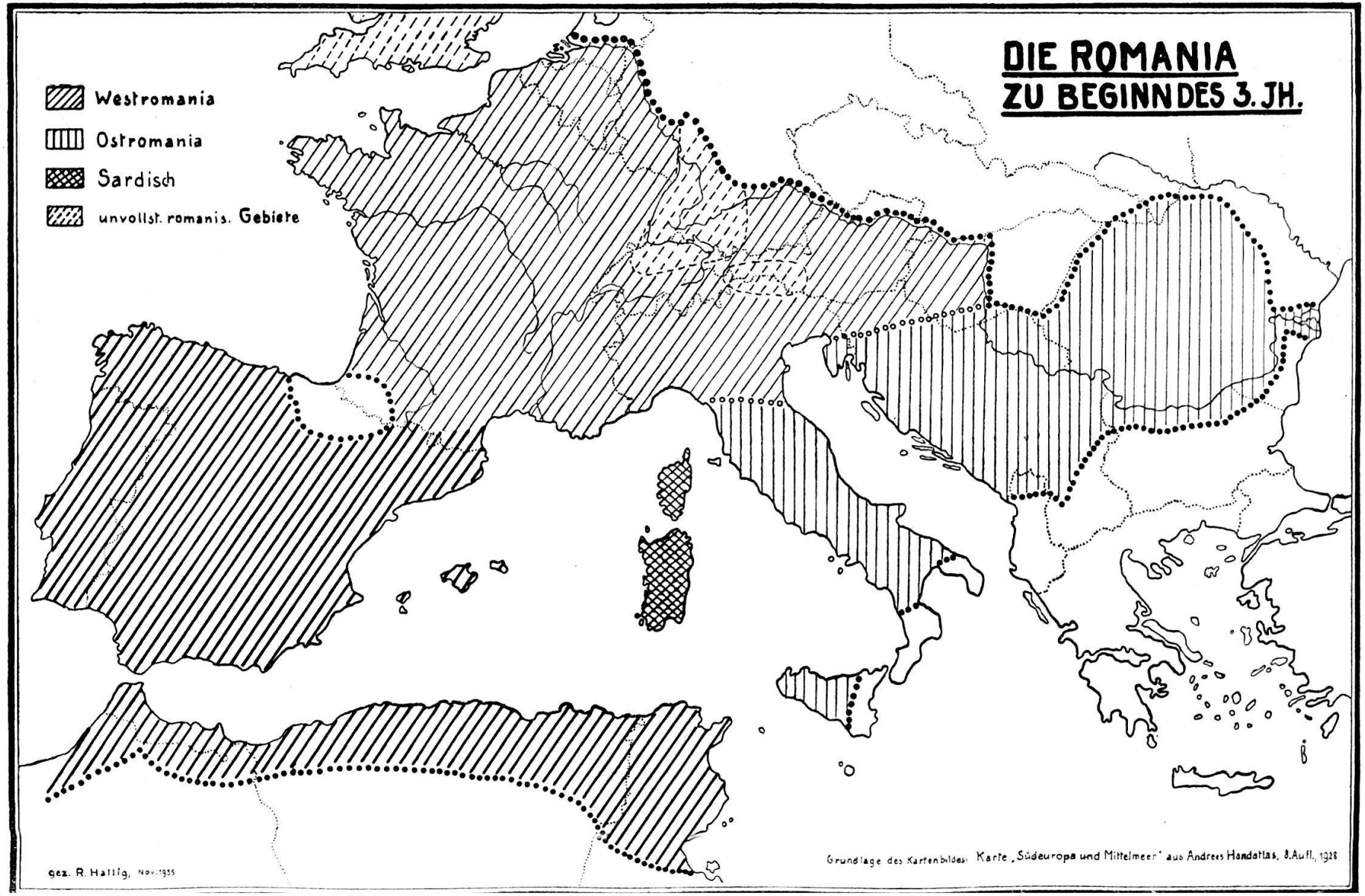
fallen und heute zum Patois herabgesunken. Das Rätoromanische ist zersplittert und aufgeteilt unter verschiedene Staaten. Die andern Sprachen aber sind in jahrhundertelanger Wechselwirkung mit dem politischen Bewußtsein allmählich zu Nationalsprachen geworden; sie haben beim Heranwachsen und Erstarken der modernen Nationen immer wieder die Führung übernommen und haben dem Volksganzen vorangeleuchtet, wenn alle andern Sterne erloschen zu sein schienen. Darum ist das Entstehen der Sprachgrenzen innerhalb der alten Romania ein Problem, in dem sich Sprachgeschichte und politische Geschichte überschneiden. Uns stellt sich also die Frage: wie war es möglich, daß das eine Latein durch viele romanische Sprachen abgelöst wurde?

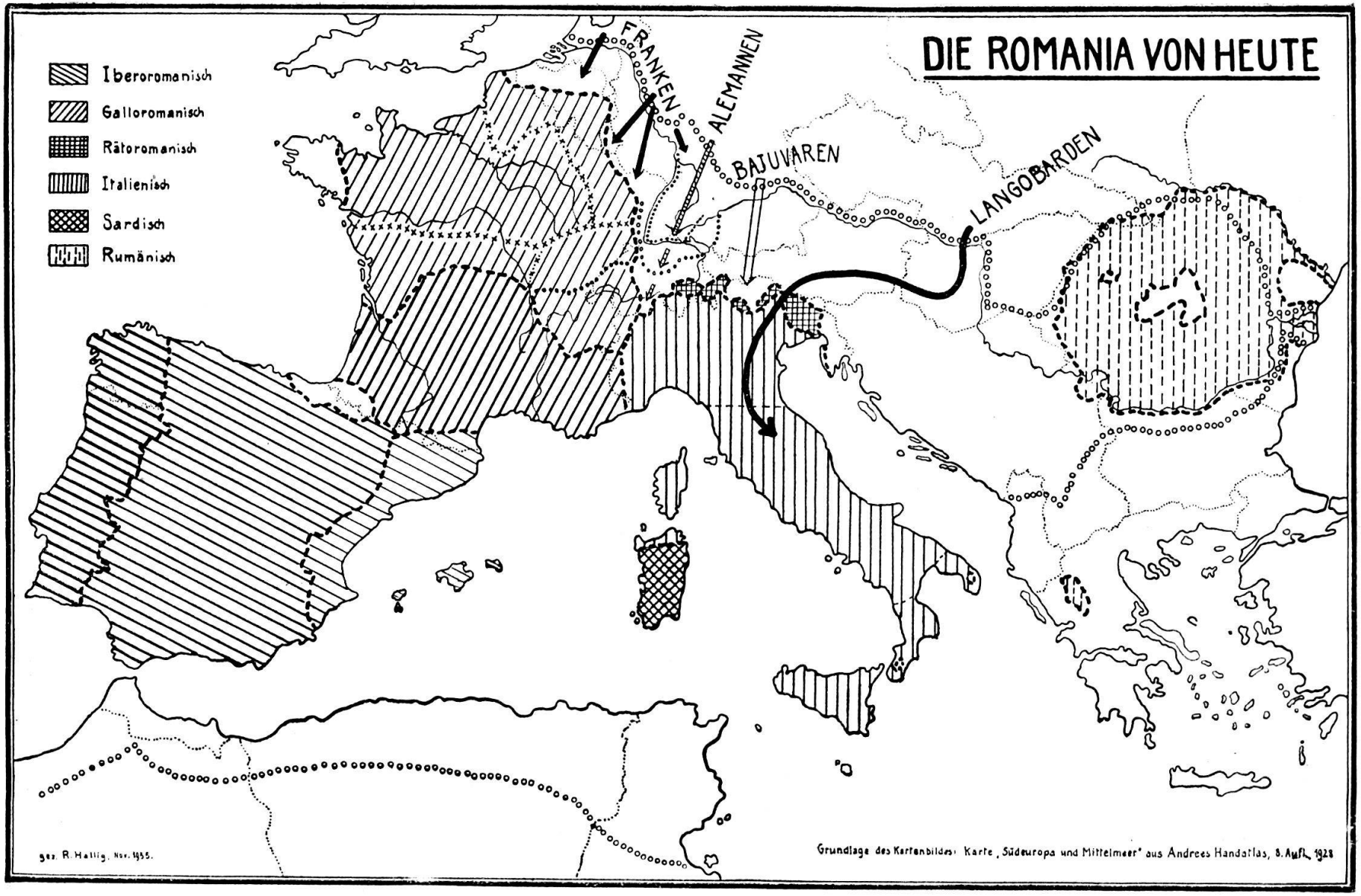
Der erste Keim der Zersetzung lag im römischen Reich selber, das nach der Periode der guten Kaiser stufenweise seine geistige, politische und militärische Geschlossenheit verlor. Hand in Hand mit diesem allmählichen Zerfall ging eine sprachliche Entfremdung der verschiedenen Provinzen untereinander und von Rom.

Das Latein hatte schon bei der Romanisierung der Provinzen etwas verschiedene Färbungen angenommen: im Munde eines Galliers klang es etwas anders als bei einem Italiker, der Gallier sprach z. B. nicht factus, sondern faχtus, und ein jedes Volk hatte einige Ausdrücke aus dem alten, heimischen Idiom, dem Gallischen, dem Ligurischen usw. herübergerettet in die Reichssprache. Wäre das Imperium straff durchorganisiert geblieben, hätte weiterhin ein kräftiger, gemeinsamer Pulsschlag den Occident belebt, so wären diese Sonderheiten überwunden worden oder hätten sich wenigstens nicht verstärkt. Das Schwinden einer anerkannten Autorität, die zunehmende Unsicherheit des Verkehrs vertieften die bestehenden Unterschiede. Gleich wie eine geologische Verwerfung an den größten Druckstellen tiefe Klüfte aufreißt, während anderwärts nur ein Geäder von oberflächlichen Spalten entsteht, so begannen sich auch im Imperium größere und kleinere Linien abzusetzen, die wir heute als Dialektgrenzen bezeichnen würden.

Die bedeutsamste dieser Grenzen schied die Romania in zwei Teile: Osten und Westen. Sie zerschnitt das Reich quer über den Apennin auf einer Linie, die etwa von Spezia nach Rimini führte. So wies sie der Ostromania Mösien, Dazien, Illyrien, Mittel- und Unteritalien zu, der Westromania aber die beiden Gallien, die Alpen- und Rheinländer, Iberien, Afrika. Bereits Ende des 2. Jahrhunderts setzen sich an dieser Linie viele tiefgreifende Unterschiede gegeneinander ab. So ließ der Osten das auslautende -s fallen, der Westen behielt es bei. Das wirkt bis auf den heutigen Tag u. a. darin nach, daß die westlichen Sprachen die Mehrzahl mit -s bilden, die östlichen nicht: sp. muros, fr. murs, it. muri.

Innerhalb des Westens hebt sich Iberien deutlich heraus durch seinen Konservatismus: so manche sprachliche Neuerung der andern Länder lehnt es stolz ab. Gallien (mit Oberitalien) und Rätien waren sprachlich eng


DIE ROMANIA
ZU BEGINN DES 3. JH.
Westromania
Ostromania
Sardisch
unvollst. romanis. Gebiete
gez. R. Hallig, Nov. 1935
Grundlage des Kartenbildes: Karte „Südeuropa und Mittelmeer" aus Andrees Handatlas, 8. Aufl., 1928


DIE ROMANIA VON HEUTE
Iberoromanisch
Galloromanisch
Rätoromanisch
Italienisch
Sardisch
Rumänisch
FRANKEN
ALEMANNEN
BAJUVAREN
LANGOBARDEN
gez. R. Hallig, Nov. 1955.
Grundlage des Kartenbildes: Karte „Südeuropa und Mittelmeer" aus Andrees Handatlas, 8. Aufl. 1928

verbunden: der Verkehr war längs der Rheinstraße zwischen Ostgallien und den Alpen östlich des Gotthards sehr rege. So gehen die beiden Länder zusammen in der Beibehaltung der Unterscheidung zwischen Nominativ und Akkusativ, die anderwärts sehr früh aufgegeben wird. Auf gemeinsamer keltischer Grundlage beruht der fast diesem ganzen Gebiet eigentümliche Wandel von u zu ü. Und auch der ostfranzösische und rätische Wortschatz weisen eine Reihe bedeutsamer Übereinstimmungen auf.

So begann das Sprachgebiet der Romania sich von Innen heraus, durch Eigengärung, zu zersetzen, als von Außen her ein neues Element mit ungebändigter und ungeschlachter Kraft an die Pforten des Reiches zu klopfen begann. Seit fast 300 Jahren schon wogte es jenseits der Grenzwälle von Volksstämmen, die sich unruhig durcheinander schoben, die häufig ihre Sitze wechselten und die ihre begehrlichen Blicke über die Grenze nach dem schönen, Beute verheißenden Süden warfen. Viele kamen als Einzelgänger oder in Trupps herüber und stellten sich in den Dienst des Reiches. Andere wiederum unternahmen in größeren Abteilungen von Zeit zu Zeit einen Beutezug, von dem sie allerdings oft nicht heimkehrten. Was den Germanen fehlte, das war der einheitliche Wille, die Kraft, sich durchzuorganisieren und eine gemeinsame, großangelegte Aktion zu unternehmen. Und da es ein Leichtes war, einen Stamm gegen den andern auszuspielen, einen Fürsten auf den andern zu hetzen, wußte das Reich der Einzelaktionen Herr zu werden.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts nun ist aber die Zeit gekommen, da sich das Reich nicht mehr zu erwehren vermag. Es sieht sich genötigt, den Rückmarsch anzutreten, einen Kranz von äußerstem kolonialem Randgebiet zu räumen.

Besonders verheerend hat dieser erste germanische Einbruch im Osten gewirkt, wo die Westgoten 257 Dazien besetzten. Die darauf folgenden Wirren und Kriegszüge haben schließlich die Verbindung mit dem lateinischen Mutterlande zerrissen und die Romanen beidseits der untern Donau isoliert. Als Nomaden führten sie dann jahrhundertelang ein unstetes Dasein, umgeben von Slaven und Griechen, in deren Kulturkreis sie sich eingliederten, deren Glaubensbekenntnis sie sich zu eigen machten. Erst recht spät sind sie wieder seßhaft geworden und zu einem Volk mit eigenem Nationalbewußtsein erstarkt. Den territorialen Anschluß an die übrige Romania versperren ihnen die später eingerückten Slaven.

Zu gleicher Zeit wie die Goten brachen die Alemannen aus der Gegend des obern Main vor und überrannten den Limes zwischen Main und Donau. Sie bemächtigten sich der Gebiete des heutigen Württemberg und Baden und drangen bis an Rhein und Bodensee vor. Östlich davon, im heutigen Bayern, blieben die Romanen noch 2½ Jahrhunderte die einzigen Bewohner. So trieben die Alemannen einen tiefen Keil in das romanische Gebiet hinein, einen Keil, der für die Absetzung der romanischen Sprachräume von größter Bedeutung werden sollte. Ostgallien und das bis zur

Donau reichende Rätien hatten bisher zwei gute Querverbindungen gehabt: Neckar-Donau und die Rheinlinie. Die erste der beiden wurde jetzt abgeschnitten, die zweite unter ständige Bedrohung gestellt, und damit war auch der sprachliche Ausgleich zwischen Gallien und den Alpenländern sehr erschwert.

Nach diesen ersten Erschütterungen begann für die Romania als Sprachgebiet ein Jahrhundert relativer Ruhe; die periodisch wiederkehrenden Beutezüge der verschiedenen germanischen Stämme sind ja für diesen Zusammenhang belanglos. Dann begann aber an den beiden Endpunkten der germanisch-römischen Grenzlinie das Ringen um Land von Neuem. 358 überschritten die salischen Franken den Niederrhein und richteten sich in Toxandrien, dem heute flämischen Gebiet Belgiens, häuslich ein. Damit war dort der Grund gelegt zur Sprachgrenze, die heute Belgien diagonal in West-Ostrichtung durchläuft. 376 mußten die Westgoten, von den Hunnen angefallen, Dazien räumen und sich südlich der Donau neue Sitze suchen.

Nun sollte es lange dauern, bis sich eine gewisse neue Gleichgewichtslage herausgebildet hatte. Die Auseinandersetzung zwischen Romanen und Germanen, zwischen romanisch und germanisch, war bisher mehr peripher und lokal gewesen. Jetzt aber wird von germanischer Seite der Versuch gemacht, nicht nur durch eigene, bäuerliche Besiedlung Boden zu gewinnen; aus dem sterbenden römischen Reiche schneiden sich die Stämme Stücke heraus und begründen da eigene Staaten, in denen sie nur eine verhältnismäßig dünne Oberschicht bilden.

So können wir von jetzt an deutlich zwei Arten der Invasion unterscheiden: die einen Völker drängen auf breiter Front mit nie ermüdender Zähigkeit die Grenze des Romanentums allmählich zurück, besetzen Gau um Gau und verjagen oder assimilieren oder vernichten die romanische Bevölkerung. Die andern brechen unbekümmert die Brücken zu den alten Stammessitzen ab, überschreiten die Landesgrenze ohne Halt zu machen, ziehen kühn als Wandervolk von einer Provinz zur andern und beruhigen sich erst nach unzähligen Abenteuern. Dieses entspricht vor allem der Art der Ostgermanen, jenes methodische Vordringen eignet mehr den Westgermanen.

Die weitern sprachlichen Schicksale der Romania werden weithin von diesem Unterschied in der Besetzungsweise der beiden Gruppen von Germanenvölkern bestimmt.

In der Zeit zwischen 395 und 418 brauste der Sturm der Westgoten über die Länder, kaum eine Provinz unberührt lassend: von Thrazien bis an die Südspitze von Kalabrien und an den Golf von Biscaya wurden sie von ihrem Dämon geführt. Die weitausschauendsten Pläne wagten ihre Könige zu fassen, wie jener Athaulf, Alarichs Nachfolger, dem nichts Geringeres vorschwebte, als den Namen der Römer und der Romania auszutilgen und an ihre Stelle den der Goten und der Gotia zu setzen. Einem solchen Anspruch fehlte es an der Empfindung für das richtige Maß, am Sinn für die wirkliche geistige und physische Kräfteverteilung. Die West-

goten waren zu wenig zahlreich; sie reichten gerade aus, um als dünne Oberschicht sich auf das besetzte Land, das südliche Gallien, auch das einige Jahrzehnte später (456) eroberte Iberien, zu verteilen. Ihr restloses Aufgehen in der romanischen Umwelt vollzog sich im Laufe von etwa 200 Jahren. Wohl haben sie den romanischen Sprachen Iberiens und Südgalliens eine Anzahl von gotischen Wörtern einverleibt. Doch auf die Gestaltung der Sprachräume sind sie ohne Einfluß geblieben. Sie waren vorausbestimmt, in der romanischen Bevölkerung zu versickern, und gleich ihnen die verwandten Ostgoten und die Vandalen.

Mit den Vandalen waren auch die Burgunder über den Rhein gekommen; sie hatten aber Siedlung genommen in der Gegend von Worms. Hier wurden sie eine Generation später von den Hunnen überfallen und zum großen Teil niedergemetzelt. Die Überlebenden suchten sich neue Wohnsitze am Genfersee und südlich davon. Sie legten so 443 den Grund zu einem neuen Burgunderstaat, der bald erstarkte, Lyon zu seinem Zentrum wählte und um 475 sich bis nach der Gegend von Dijon und Besançon ausdehnte. 534 wurde er von den Franken ihrem Staat eingegliedert und zum Teil auch neu besiedelt. Der südliche Teil aber des alten Burgunderreiches, ihr eigentliches Stammgebiet: Lyon, Genf, Grenoble und deren Gaue, hebt sich heute noch durch eine Reihe mundartlicher Eigenheiten heraus. Als starke Dialektgrenze ist diese Nordgrenze der alten Burgundersiedlung bis jetzt erkennbar.

Man nennt diese Mundart wegen ihrer Zwischenstellung frankoprovenzalisch. Diese germanische Staatenbildung war nicht so stark und dauerhaft, daß sie einen Sprachraum auf romanischem Boden hätte begründen können, aber sie hatte doch genügend Kraft, um einen mundartlichen Raum innerhalb des galloromanischen herauszugliedern.

Und nun die Gruppe der Westgermanen: vorerst Franken, Alemannen, Bayern.

200 Jahre hatten die Alemannen von ihren Sitzen zwischen Bodensee und Rheinknie aus immer wieder ausgeholt, um mehr Raum zu gewinnen. Mehrmals hatten sie sich schon im Elsaß festzusetzen versucht. Endlich, zwischen 455 und 480, gelang es ihnen, für dauernd Fuß zu fassen westlich und südlich des Rheines: sie rissen das Elsaß und die Nordschweiz von der Romania los und siedelten sich darin an. Dieser Vorstoß trieb den sprengenden Keil noch tiefer in die Romania hinein. Er zerriß auch die zweite Querverbindung zwischen Ostgallien und Rätien und muß recht eigentlich die sprachliche Abspaltung des Rätoromanischen bewirkt haben. Es blieb zwischen den beiden romanischen Ländern nur noch der mühsame Weg vom Rhonetal über Furka-Oberalp ins oberste Rheintal. Eine solche, den größten Teil des Jahres durch die Schneemassen unbrauchbar gemachte Verbindung vermag nicht mehr große sprachliche Neuerungen zwischen weit auseinanderliegenden Ländern zu vermitteln. Sie behält im besten Falle noch eine gewisse lokale Bedeutung. So zerschneidet diese Besetzung des schweize-

rischen Mittellandes durch die Alemannen endgültig das sprachliche Band zwischen Gallien und Rätien; sie schafft die Vorbedingung zu der getrennten Entwicklung dieser beiden Länder. Sprachliche Veränderungen, die später noch in beiden Gebieten anzutreffen sind, ergreifen auf beiden Seiten nur die einander zunächst liegenden Gebirgstäler. Sie sind in jener hart nördlich des Gotthard vorbeiziehenden Tal- und Paßrinne durchgesickert.

Aber auch diese letzte Berührungsmöglichkeit zwischen galloromanischen und rätoromanischen Alpenmundarten sollte dem unerbittlichen Druck der alemannischen, neue Siedlungsmöglichkeiten heischenden Bauern zum Opfer fallen. Von den einmal gewonnenen Sitzen südlich des Rheins aus brachen die Alemannen im Laufe der nächsten Jahrhunderte immer wieder vor, die Sprachgrenze allmählich nach Westen und Süden zurückschiebend. Zuletzt, im 9. Jahrhundert, überschritten sie die Grimsel und besetzten das oberste Rhonetal, hier den Keil auch in die alpinoromanischen Mundarten hineintreibend. Diese Deutschwalliser haben unter dem Namen Walser das ganze Mittelalter hindurch eine ganz erstaunliche Kolonisationstätigkeit und Expansionskraft entfaltet und haben das germanische Element bis an den Südabhang des Alpenkamms nach Graubünden und nach Vorarlberg vorgetragen.

So beruht die besondere geschichtliche Bedeutung der Alemannen darauf, daß sie sich nicht mit den Romanen vermischt, sondern die neu erworbenen Gebiete völlig germanisiert haben. Der Historiker der Völkerwanderung, Ludwig Schmidt, sagt von ihnen: „Von römischen Einflüssen haben sie sich freigehalten und ihren deutschen Charakter in völliger Reinheit zu bewahren gewußt.“ Im gleichen Sinne haben sie ja auch ein Jahrtausend später sich geweigert, auf ihr angestammtes, rein germanisches Recht zu verzichten und haben sich vom Deutschen Reiche getrennt, als Maximilians Kronjuristen das römische Recht auch ihnen aufzwingen wollten. Wie die Franken und die Bayern haben die Alemannen der romanischen Sprache weite Länder abgewonnen; sie haben aber außerdem ihren Angriff gerade an der empfindlichsten Verbindungsstelle vorgetragen und dadurch ein zu gemeinsamer Sprachgestaltung neigendes Gebiet in zwei getrennte Sprachräume auseinandergerissen.

Spät erst setzten sich die östlichen Nachbarn der Alemannen in Bewegung. Erst um 500 drangen die Bajuvaren über die Donau, durchschritten dann aber in raschem Zuge die Hochebene bis zu den Alpen und nisteten sich bald auch in den Tälern der Vor- und Hochalpen ein, so daß sie um 600 wahrscheinlich schon das Eisacktal, südlich des Brenner, erreichten. Was sie durch ihr langes Zögern versäumt hatten, holten sie in diesem einen Jahrhundert reichlich nach, in dem sie die Raetia Secunda und Noricum besetzten und so die Grenze der Romania gewaltig zurückdrängten.

Der westlichste der Westgermanenstämme richtete seine Offensive gegen Britannien, gegen ein Gebiet also, das nie gründlich romanisiert worden

war und also nicht in unserm Sinne zur Romania gerechnet werden darf. Mittelbar wirkten sich die Züge der Angeln und Sachsen doch auch auf die Gestaltung des romanischen Sprachraums aus: nach vielen Kämpfen wich ein Teil der Briten dem Druck der germanischen Eroberer aus: sie fuhren übers Meer und suchten sich eine neue Heimat in der nur sehr dünn bevölkerten Halbinsel Aremorica, die seitdem nach ihnen Bretagne heißt und wo nun romanische Zunge der keltischen Sprache Platz machen mußte.

Fast gleichzeitig mit den Alemannen gingen auch die Franken wieder zum Angriff vor. Zwischen 460 und 480 wurden Köln, Trier und Luxemburg von den Franken erobert. Darüber hinaus stießen sie westwärts bis zur Maas vor. Vorher schon hatten die salischen Franken das Land bis über die Somme hinaus besetzt. Südlich davon, in den Ländern der Seine und der Loire, war zwischen Burgunder-, Westgoten- und Frankenreich noch ein reiches Land übrig geblieben, das ein römischer Statthalter Syagrius selbstherrlich regierte. Gegen ihn führte der junge Salierfürst Chlodowech seine Scharen und trug kämpfend die Frankenherrschaft bis zur Loire vor.

So haben die Franken, ähnlich wie die Alemannen, ihren Angriff auf die Romania in wellenförmigen Etappen vorgetragen: im Gegensatz zu jenen nahm aber die Intensität der Besetzung ab: in den zuerst eroberten Gebieten siedelten sich die Franken in so großer Zahl an, daß diese der Romania verloren gingen. Dieser erste Stoß schuf daher die neue germanisch-romanische Sprachgrenze. Der zweite und dritte Stoß, die Niederwerfung des Syagrius, lieferten den Franken ganz Nordgallien aus. Nun reichte ihre Volkskraft nicht mehr aus, auch dieses Land völlig zu germanisieren. Die fränkische Politik ging hier darauf aus, einen Ausgleich zwischen Romanen und Germanen zu schaffen und beide Völker gleichermaßen zur Mitarbeit am Staate heranzuziehen. Der Übertritt Chlodowechs zum katholischen Christentum war ein bedeutsamer Schritt in diesem Sinne. Schon im 6. Jahrhundert sind uns zahlreiche Galloromanen neben Germanen als hohe königliche Beamte, als Comites, bezeugt. Es entstand so im Lande eine gemischte Führerschicht, in der wohl zuerst das germanische Element noch vorherrschte.

Sie ist nun auch für das sprachliche Schicksal Nordgalliens ausschlaggebend geworden: der vornehme Franke sprach das Lateinische, das er sich als Comes hatte aneignen müssen mit unlateinischem Akzent und übertrug darauf seine eigenen Artikulationsgewohnheiten. Sein Beispiel wirkte weiter, und so kommt es, daß nun das Latein nördlich der Linie Loire-Vogesen sich immer mehr von dem südlich dieses Flusses entfernt. Vor allem sind es die Tonvokale in offener Silbe, die nun völlig umgestaltet werden (tela-teile, mel-miel, parlar-parler, obra-uevre, flor-fleur). So entsteht an dieser Linie eine Sprachgrenze: südlich der Loire behält das romanische Idiom seine klaren, einfachen Laute, es entsteht das von unvergleichlicher Harmonie beseelte Provenzalische: im Norden aber werden die Laute weithin verschoben und zerschlagen; sie sind zusammengestoßen mit

einem ganz anderen Sprachrhythmus, der sie sich gewaltsam anzupassen suchte.

Die romanische Sprache, die nördlich der Linie Loire-Belfort sich herausbildet, nennt sich also nicht zu Unrecht die französische: die Franken sind es, die ihr die wichtigsten Wesenszüge verliehen haben, gerade jene Züge, durch welche sie sich vom Provenzalischen abhebt. So gliedern die Franken hier aus der Romania einen besondern Sprachraum heraus. Damit legen sie den Grund zu einem neu entstehenden Nationalgefühl, einem Nationalstaat, dessen Wesenhaftigkeit wie bei kaum einem andern europäischen Staat sich von der in der gemeinsamen Sprache kristallisierten geistigen Substanz nährt.

Innerhalb des französischen Sprachgebietes hat der fränkische Einschlag verschiedene Schattierungen hinterlassen. Südlich der Somme und in der Maasgegend verläuft heute noch eine kräftige Dialektgrenze: nördlich und westlich davon spricht man Mundarten, deren Wortschatz bis zu einem Viertel germanischen Ursprungs ist, wovon wiederum ein sehr großer Teil bis ins Fränkische zurückweist. Und ebenso zeigen die Ortsnamen eine allmähliche Abstufung des fränkischen Elementes. Diese Verhältnisse hat man bisher auf das stufenweise Verebben des fränkischen Ansturmes zurückgeführt. Neuere eindringliche Forschungen von Steinbach in Bonn und Petri in Köln haben aber wahrscheinlich gemacht, daß diese Abstufung die allmähliche Reromanisierung eines ursprünglich recht stark germanisch durchsetzten Nordgalliens wiederspiegelt.

Die Grenzlinie zwischen den beiden nun getrennten Sprachräumen der Galloromania, dem Französischen und dem Provenzalischen, blieb allerdings nicht dauernd an der Stelle, wo die Franken sie aufgerissen hatten. Die rasch errungene politische Suprematie der Franken verschob auch die Sprachgrenze im Laufe des Mittelalters gegen Süden. Sie liegt heute zwischen Bordeaux und Valence, die gebirgige Mitte in weiter Ausbuchtung umfassend.

Dieser Siegeszug des Französischen wird übrigens fortdauern, bis das Provenzalische völlig erlegen sein wird. Praktisch ist das schon lange dadurch erreicht, daß jeder provenzalisch Sprechende sein angestammtes Idiom als Dialekt empfindet, französisch aber als seine Schriftsprache gebraucht. So hat der Einfall der Franken aus der Galloromania einen Sprachraum herausgelöst, dessen Grenze sich ums Jahr 500 herausgebildet hat; die hier gesprochene Sprache hat aber gerade durch die Germanen einen solchen Impuls erhalten, daß sie diese selbe Grenze in jahrhundertelangem Kampfe wieder überwunden hat. Diese romanisch-germanische Verschmelzung hat nun allerdings an einer andern Linie trennend gewirkt: Das Volk der Franken spaltete sich von jener Zeit an allmählich in zwei Teile: die einen verliehen durch ihre Einwirkung dem romanischen Nordgallien sein besonderes Gepräge, gaben aber zugleich selber mehr und mehr

ihr germanisches Idiom auf; die andern konzentrierten sich auf dem heute deutschen Boden und blieben bei ihrer Muttersprache.

Am spätesten von all den westgermanischen Völkern machten sich die Langobarden auf den Weg nach den Mittelmeerländern. 546 erst besetzten sie zum ersten Mal Reichsboden: sie siedelten sich in Pannonien an, dessen romanische Bevölkerung infolge der unaufhörlichen Völkerdurchmärsche schon längst dezimiert war und das seine Aufgabe als Verbindungsgebiet nach dem Balkanromanischen wohl nicht mehr erfüllte. Dann wurden sie durch das Kräftevakuum angezogen, welches die Vernichtung des Ostgotenreiches in Italien hinterlassen hatte. 568 überschritten sie die italienische Grenze, und nach einigen Jahrzehnten war der größte Teil der Halbinsel, bis nach Benevent hinunter, in ihrem Besitz.

Die Besitznahme des Landes und die politische Gestaltung des Staates war viel kräftiger als bei den Goten. In Sachen öffentlichen Rechtes und im Verkehr mit den Germanen mußten sich die Romanen dem langobardischen Volksrecht fügen. Die Langobarden bemächtigten sich vor allem des offenen Landes und siedelten sich auf den Landgütern an. Besonders zahlreich setzten sie sich in Oberitalien fest; aber bis in die Abruzzen und in die Gegend von Benevent hinunter treten sie als Siedler auf. Sie blieben auch stets in engen Beziehungen mit den nördlichen germanischen Nachbarn, so daß, ähnlich wie bei den Franken, die Wurzeln ihrer Kraft nicht so rasch reißen konnten.

Diese stark bäuerlich gefärbte und auch zahlenmäßig bedeutende Durchdringung Italiens mit dem langobardischen Element hatte hier ähnliche Folgen wie die fränkische Siedlung in Nordgallien. Sie war nur etwas weniger intensiv. Das Langobardische wirkte auch auf die Laute des in Italien gesprochenen Lateins, und zwar genau in der gleichen Richtung wie das Fränkische in Nordgallien: die betonten Vokale z. B. werden umgestaltet in offener Silbe. Als Ergebnis haben wir in Florenz piede neben perde, nuovo neben corpo. Diese einschneidende Verschiebung und Differenzierung der Vokale vollzieht sich nicht auf der ganzen Halbinsel mit der gleichen Intensität. Sie ist im Norden am stärksten und verebbt allmählich nach Süden. In der Lombardei und im Piemont tritt sie für vier Vokale ein, für einen fünften zum Teil, in Genua und in der östlichen Toskana für drei, in Florenz und weiter südlich für zwei. Die Inseln und das südlichste Italien sind von dieser Differenzierung der Vokale ganz verschont geblieben: in der Tat sind auch die Langobarden nie dorthin gelangt. So sind es die Langobarden gewesen, die hier dem Latein ein starkes Sondergepräge verliehen haben; sie haben dem romanischen Idiom auf dem Boden ihres Reiches einige gemeinsame Grundtendenzen eingepflanzt und so in diesem lateinischen Land einen eigenen Sprachraum geschaffen, den des Italienischen. Die Angliederung des äußersten Südens ist erst im späteren Mittelalter im Kampfe gegen das Griechische und das Arabische vollzogen worden.

So haben die Langobarden in Italien ähnlich gewirkt wie die Franken in Gallien. Wenn wir aber unsere beiden Karten miteinander vergleichen, so werden wir rasch entdecken, daß wir nur vom Standpunkt der germanischen Herrenvölker aus so urteilen dürfen. Unsere erste Karte zeigt uns jene Bruchstelle zwischen West- und Ostromania, die zu einer starken lateinischen Dialektgrenze geworden war zwischen der Emilia und der Toskana. Die Langobarden siedelten sich beiderseits dieser Scheide an; sie brachten neue Impulse, die sich nun südlich und nördlich des Apennin auswirkten. Die Scheidelinie blieb bestehen; aber es setzten sich auf ihr nicht so viel neue Züge ab, daß aus der lateinischen Dialektgrenze eine romanische Sprachgrenze geworden wäre. Vom Romanischen aus gesehen haben also die Langobarden gerade umgekehrt gewirkt wie die Franken: In einem verhältnismäßig homogenen Gebiet (Gallien) haben die Franken einen tiefen Graben gezogen; sie haben damit getrennt, was zusammengehörte; die Langobarden haben wieder zusammengeschweißt, was auseinanderstrebte und haben die sich öffnende Furche verhindert, zu einem Graben sich zu weiten. Aber beide Völker haben den Raum geformt, auf dem eine Sprache entstehen konnte, die nun ihrerseits zur Grundlage eines neuen National- und Kulturbewußtseins werden sollte.

Haben die Langobarden die Bildung einer Sprachgrenze zwischen Florenz und Bologna verhindert, so mußte sich ihr Sprachraum anderswo absetzen. Das geschah am Alpenkamm, so zwar, daß die obersten Talstufen der zur Poebene führenden Flüsse zum großen Teil noch den unitalienischen Charakter behielten. Das erklärt sich wohl durch das allmähliche Vordringen des neuen italienischen Sprachtypus. Es bildete sich eine neue Sprachgrenze von den Meeralpen bis zu den Walliser Alpen gegen das Provenzalische und das Französische. Ganz besonders schwer mitgenommen wurde Rätien. Als Teil des großen gallisch-oberitalienisch-alpinen Gebietes hatte es in römischer Zeit bis an die Donau gereicht. Von Gallien war es losgerissen worden durch die Alemannen; diese und hauptsächlich die Bajuvaren hatten es dann an die höchsten Alpen zurückgedrängt; und nun schwenkte die Poebene, an der es bisher Rückendeckung hatte, ab und schlug sich mit Mittelitalien zusammen. Was nun noch übrig blieb, das war ein kleiner, oft unterbrochener Streifen Landes vom Gotthard bis Triest, bestehend in der Schweiz und im Tirol aus einigen Hochtälern, im Osten aus einem Stück der venezianischen Tiefebene, ohne innern Zusammenhang. Ein gemeinsames Sprachbewußtsein konnte hier natürlich nicht erwachsen. Vielmehr leben auf diesem zerquetschten Sprachraum eine große Zahl sehr eigenwilliger Mundarten, und es ist geradezu ein Wunder, daß ihr gemeinsamer Grundcharakter trotzdem bis auf den heutigen Tag deutlich erkennbar geblieben ist.

Mit der Gründung des Langobardenreiches hatte die Besitznahme des Römischen Reiches lateinischer Zunge durch die Germanen ihren Abschluß gefunden. Außerhalb blieb nur noch Nordafrika. Hier hatte das Vandalen-

reich ein Jahrhundert gedauert. Dann bemächtigten sich Orientalen dieser Länder. Zuerst erschien Byzanz: es herrschte von 533 bis Ende des 7. Jahrhunderts. Wie weit Vandalen und Griechen das Lateinische beeinträchtigt haben, läßt sich nicht sagen. Weggefegt wurde hier romanische Rede Ende des 7. Jahrhunderts durch die Welle der Araber. Was von lateinischer Sprache und Zivilisation geblieben war, verschwand vor ihren religiös fanatisierten Heerscharen und ihrer rasch aufblühenden eigenen Zivilisation. Araber und Germanen haben verschieden gewirkt: die Germanen am Mittelmeer hatten sich allmählich der lateinischen Zivilisation eingegliedert und das Christentum aufgenommen. Der Einbruch der Araber riß eine eigentliche, breite Bresche in den Kranz romanischer Länder, der das westliche Mittelmeerbecken umgab. Dieses war bisher ein lateinischer See gewesen. Was hier verloren ging, war mehr als nur ein einzelnes Land. Bis dahin hatte das Mittelmeer die Länder verbunden und romanische Rede von einer Küste zur andern getragen. Nun war diese Brücke eingestürzt, die Völker für Jahrhunderte auf den langwierigen Landweg verwiesen: der sprachliche Austausch und Ausgleich über das Meer hinweg ist von nun an nicht mehr möglich. So haben die Araber zwar territorial weniger intensiv in die Romania eingegriffen als die Germanen, aber sie haben viel mehr zerstört.

Diese Zerstörungstendenz wirkte sich noch besonders in dem einzigen romanischen Land aus, das bis jetzt sprachlich geschlossen geblieben war: auf der Pyrenäenhalbinsel. Unter den Westgoten war Toledo der kulturelle und sprachliche Schwerpunkt des Landes gewesen. Als im Jahre 711 die Macht des Gotenreiches zerbrach, da zogen sich die Trümmer des christlichen Heeres, die sich der Araberherrschaft nicht beugen wollten, in das kantabrisch-pyrenäische Gebirge zurück, das im äußersten Norden den Rückgrat des Landes bildet. Damit war das christliche Iberien seines natürlichen Mittelpunktes beraubt. In Toledo waren alle Verbindungen konzentrisch zusammengelaufen; quer über die Schluchten und Kämme des langgestreckten Gebirges lief kein Weg, dessen einende Kraft das christliche Restgebiet nach einem Punkt hin orientiert hätte. Die verschiedenen Regionen: Galizien, Asturien, Kastilien, Hocharagon, die spanische Mark waren weitgehend auf sich allein angewiesen. Daher beginnt mit der Eroberung Toledos durch den Islam das Auseinanderbrechen der Halbinsel in mehrere Sprachräume. Und als im 10. Jahrhundert die Reconquista, die Rückeroberung der Halbinsel durch die christlichen Bergvölker begann, da marschierte ein jedes auf den Feind zu, der zunächst stand, und so trug ein jedes sein Idiom von Norden nach Süden vor. Dieser jahrhundertelange, zäh erkämpfte Vormarsch schuf die für die Pyrenäenhalbinsel so charakteristische Nord-Südgliederung. Von den fünf Mundarten des nördlichen Gebirges übte zwar die mittelste, das Kastilische, eine starke Anziehungskraft aus, so daß es einen großen Teil des Landes wieder zusammenzufassen vermochte. Aber es blieb neben dem mittlern Sprachraum des Spanischen der östliche

des Katalanischen und der westliche des Portugiesischen bis auf den heutigen Tag bestehen.

So haben sowohl die Germanen als die Araber durch ihr kraftvolles Eingreifen in die morsch gewordene Romania neue Sprachräume und damit neue Nationen geschaffen: die Germanen haben vor allem dem Französischen und dem Italienischen ihr Gebiet geschaffen, die Araber den iberoromanischen Sprachen. Aber dieses Schaffen hat nicht bei beiden Rassen den gleichen Sinn. Die Araber haben diese Sprachräume nur als unbeabsichtigtes Nebenprodukt ihrer Invasion und ihres nachherigen Zurückweichens entstehen lassen, nicht dadurch, daß sie ihnen etwas Dauerhaftes, Neues gaben, sondern durch die Wegnahme des natürlichen Zentrums. Die Araber sind die Väter des portugiesischen, des spanischen, des katalonischen Sprachraums, aber sie sind es per negationem. An der Schöpfung der in diesen Sprachen sich ausdrückenden Volksindividualitäten haben sie keinen wesentlichen Anteil. Und sie selbst sind wieder aus dem Lande verschwunden.

Die Germanen hingegen sind in den von ihnen der Romania entrissenen Gebieten geblieben. Sie haben dort eine Sprach- und Kulturgemeinschaft aufgebaut, die für die Gestaltung Europas maßgebend geworden ist. Die Franken in Nordgallien und die Langobarden in Italien waren nicht zahlreich genug, um auf die Dauer ihren germanischen Charakter zu behalten. Dafür haben sie die neuen Sprachräume in Gallien und in Italien abgegrenzt und zusammengeschweißt. Per positionem sind das französische und das italienische Sprachgebiet von ihnen geschaffen worden. Sie haben ihre eigene Volkskraft mit den besetzten Ländern vermählt und dadurch aus dem Erbe Roms neue Sprachen und damit neue Völkerindividualitäten entstehen lassen.

Von allen romanischen Sprachen ist die französische weitaus am stärksten mit germanischen Elementen durchwoben. Von allen romanischen Ländern hatte das Frankenreich nördlich der Loire sich am meisten mit germanischer Volkskraft gesättigt. Kann es da wundernehmen, daß hier zuerst die Idee des Nationalstaates erfaßt und der Idee des Universalreiches gegenübergestellt wurde? Daß das hier erwachsene Volksidiom zuerst von allen romanischen Sprachen zu Eigendasein erwachte, sich in seiner Eigenart erfaßte, sich der lateinischen Universalsprache gegenüberstellte und so den modernen romanischen Sprachen das Signal zur Unabhängigkeitserklärung gab?

Welche Wandlungen auch der französische Sprachgeist seither durchgemacht haben mag, sein bloßes Bestehen schon bleibt ein Zeugnis der gewaltigen Lebensfülle, mit der die Germanen das damals alt gewordene Abendland erneuert haben.